

Beide Stücke besitzen einen geschlossenen, rundstabigen, umwickelten Ringkörper, der mit Metallringchen und orangefarbenen Röhrenperlen besetzt ist. Das eine Exemplar ist nur zu Zweidrittel besetzt wie das Exemplar aus dem Handel in Assuan, während das andere rundherum verziert ist – eine neue Spielart. Bei letzterem ist wiederum die Zier einreihig aufgesetzt und verbindet dieses Stück mit dem aus Assuan, während ersteres sozusagen dreireihig besetzt ist und eher zu dem Mumienfund mit zwei Reihen tendiert.

Da die Sammlung der Geographischen Gesellschaft bereits 1924 publiziert wurde, dürften die beiden Armringe aus der Zeit davor stammen. Die Gruppe der Armringe mit Bleiringbesatz weist also insgesamt Exemplare auf, die entsprechend ethnologischer Forschungen relativ „alt“ sind mit Datierungen vor 1820, vor 1924 und wahrscheinlich gut 50 Jahre vor 1998!

Aussagen zum Verwendungszweck dieser Schmuckform sind schwer zu machen. Die Datierungshinweise deuten an, dass es sich tatsächlich um eine „traditionelle“ Schmuckform mit einer Tradition von mindestens 200 Jahren handelt, ein Alter, das für kaum eine andere Schmuckform belegt ist (eventuell könnte der Eisenschmuck ähnlich alt sein).

Das verwendete Material, eine Bleilegierung, ist ungewöhnlich und im Schmuckwesen allgemein sehr selten. Bleiringchen werden bei dem Zopfschmuck der Oasen der westlichen

Wüste als Gewichte oberhalb der Ziertroddeln aufgezogen (Brand, Kemet 2/2003) und haben hier eine Funktion. Allerdings scheinen verschiedene ältere Amulette der Sammlung der Geographischen Gesellschaft aus einer Bleilegierung zu bestehen, vielleicht ein Hinweis darauf, dass mehr Schmuckstücke aus der Zeit vor dem 20. Jh. aus diesem Material gefertigt wurden? Hier gilt einerseits zu bedenken, dass die Herstellung größerer Mengen von Silberschmuck erst mit dem Einfließen großer Mengen europäischer Silbermünzen (u.a. des Maria-Theresien-Thalers) ab Ende des 18. Jh.s möglich war und in älteren Zeiten natürlicherweise andere Materialien Verwendung fanden. Andererseits mag die Tradition, ähnlich wie beim Eisenschmuck, aus einer tieferen Bedeutung im Rahmen des Volksglaubens herrühren, die sich heutzutage nur noch schwer erschließen lässt.

Gerade weil diese kleine Schmuckgruppe so „alt“ zu sein scheint und so wenig über sie bekannt ist, soll ein kurzer Katalog angefügt werden, um eine Basis für weitere Untersuchungen zu schaffen.

Cordula Brand

Anmerkung:

- [1] Elfriede Haslauer, Neuzeitlicher Schmuck an einer altägyptischen Mumie in der Ägyptischen Sammlung des Kunsthistorischen Museums Wien. In: Das Alte Ägypten und seine Nachbarn. Festschrift zum 65. Geburtstag von Helmut Satzinger (Krems 2003) 69-76, Abb. 2

Thebanische Spaziergänge III

Im Steinbruch

Ein ausgesprochen heißer Tag im Tal der Könige - ein Tag, an dem man keinen Arbeiter in den Steinbruch schicken möchte. Also los, nun erst recht: ich bin ja zum Glück kein Steinhauer.



Abb. 1: Blick auf den untersten Teil des Steinbruchs

Die moderne Straße vom Biban el-Muluk hinunter zum Carter-House ist an diesem Spätnachmittag zwar absolut autofrei, jedoch für einen Fußgänger in der flirrenden Hitze trotzdem nicht sehr angenehm. Ich überquere deshalb bald einen kleinen Hügel zur Linken, um auf bequemeren Pfaden fürbass zu wandern. So gelange ich in ein gottverlassenes Wadi, von Kalksteinfelsen gesäumt. Kaum ein Vogel verirrt sich in diese mineralische Welt. Dante muss eine ähnliche Gegend erreicht haben, als er zur Beschreibung des innersten

Kreises der Hölle inspiriert wurde. Trotzdem sind aus pharaonischer Zeit kaum Klagen über die harte Arbeit in dieser unwirtlichen Gegend erhalten: durch eine schriftliche Fixierung wäre nach altägyptischer Vorstellung die Pein geradezu verewigt worden ...

An den hellen Felswänden fallen mir große dunkle Höhlen, eigentlich Galerien auf: ich bin in jenem Steinbruch, der wahrscheinlich in der 18. Dynastie, zur Zeit der Königin Hatschepsut, eröffnet wurde. Rosemarie und Dietrich Klemm (Steine und Steinbrüche im Alten Ägypten. Berlin und Heidelberg 1993, p. 183 ff.) haben nachgewiesen, dass das Steinmaterial des Terrasentempels von Deir el-Bahari tatsächlich aus diesem Wadi stammt. Hier arbeiteten die pharaonischen Arbeiter mit ihren vergleichsweise primitiven Stein- und Bronzewerkzeugen – aber mit welcher Effizienz! Überall finden sich noch ihre Spuren. Topfscherben liegen am Boden. An den Wänden und vor allem an der Decke der Gewölbe erspähe ich rote Vorzeichnungslinien, welche die Bearbeitungskanten angeben, zudem halb zerstörte Zeichen (hieratische Bearbeitungshinweise?) –, aber daneben auch Zeichnungen, die wohl zum reinen Vergnügen angebracht wurden: rennende Hunde oder andere Kaniden. Wahrscheinlich haben diese Kavernen (künstlich angelegte Hohlräume) auch frühchristlichen Anachoreten oder religiösen Gruppen als Behausung oder als Andachtsstätte gedient. Rote Zeichnungen von koptischen Kreuzen zeugen davon.

Heute leben hier nur noch Fledermäuse: Sie erschrecken mich durch ihren scharenweisen Abflug, nachdem ich sie meinerseits aufgeschreckt habe.

Am Rande einer der zum Teil durch Pfeiler gestützten Kavernen fallen mir zwei perfekte Bohrungen im Stein auf. Sie

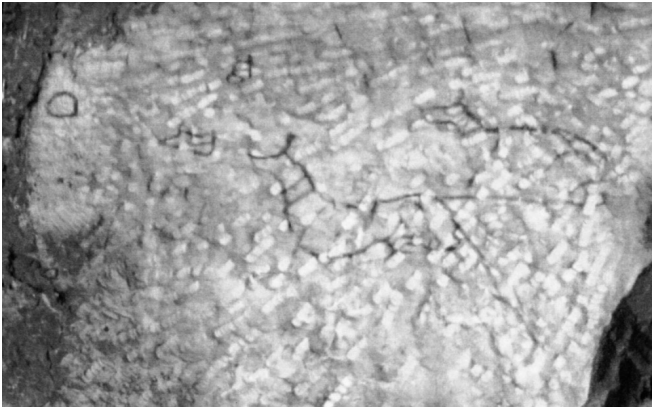


Abb. 2: Skizzen von Kaniden in roter Farbe

sind von solcher Präzision, dass ich mir gar nicht vorstellen kann, wie sie angefertigt wurden. Wenn sie tatsächlich aus der 18. Dynastie stammen sollten – und kaum etwas spricht dagegen –, sind sie in der Bronzezeit entstanden. Natürlich ist der hiesige Kalkstein nicht extrem hart. Es erstaunt geradezu, dass man dieses brüchige Material zu Bauzwecken verwenden konnte. Aber trotzdem stehe ich vor einem Rätsel. In meinem Hinterkopf meldet sich die Erinnerung an ähnliche Bohrungen im weit härteren Gestein (Basalt) von Abusir, vor der Pyramide des Sahure (5. Dynastie). Ich habe davon vor Jahren in Kemet (3/1999) gelesen, aber auch dort gab es keine wirkliche Erklärung dafür.



Abb. 3 a u. b: Längs- und Rundbohrungen

Die Werkzeuge zur Steinbearbeitung sind an sich bekannt. Da wäre einmal der Meißel (*mnḥ*), meist aus härterem Gestein oder Bronze. So breite Meißelspuren wie hier habe ich noch nie, auch in keinem andern ägyptischen Steinbruch, gefunden! Wahrscheinlich hat die Verwendung breiter Meißel mit der relativen Weichheit des zu bearbeitenden Materials zu tun. Dann die Bohrer. Der Drill- oder Fiedelbogenbohrer wurde damals (wie heute noch) vorwiegend zur Holzbearbeitung gebraucht: die Tischler setzten ihn ein. Für Steine brauchte man den Kurbelbohrer (*snḥt*). Oft wurde seine Schwingkraft durch angebundene Steine erhöht. Das muss beim Drehen lustig ausgesehen haben, ähnlich wie die frei hängenden Sitze bei Kettenkarussells! Der Bohrkopf bei diesen Geräten war meist aus Feuerstein, manchmal auch aus Bronze. Daneben gab es noch Hohl- oder Röhrenbohrer mit einem angesetzten Metallstück. Ein solcher war wohl für die bemerkenswerte Bohrung am Eingang einer der Galerien (Abb. 3a) zum Einsatz gekommen.

Von Höhle zu Höhle lenke ich meine Schritte und stelle mir

dabei das lärmende Treiben der Arbeiter vor – es ist seit Jahrtausenden verstummt. Zweifellos war eine bemerkenswerte logistische Leistung vonnöten, damit die richtigen Stücke am richtigen Orte herausgehauen wurden und die Werkzeuge immer frisch geschliffen waren. Der Schlittentransport nach Deir el-Bahari musste organisiert werden, aber auch die Versorgung der Arbeiter mit Wasser und Zwischenmahlzeiten gewährleistet sein. Gingen die Steinhauer nach der Arbeit nach Hause? Im Gegensatz zu anderen Steinbrüchen ist der hiesige nicht sehr abgelegen. Brunnen, eine Arbeitersiedlung und Viehställe waren wohl nicht nötig.

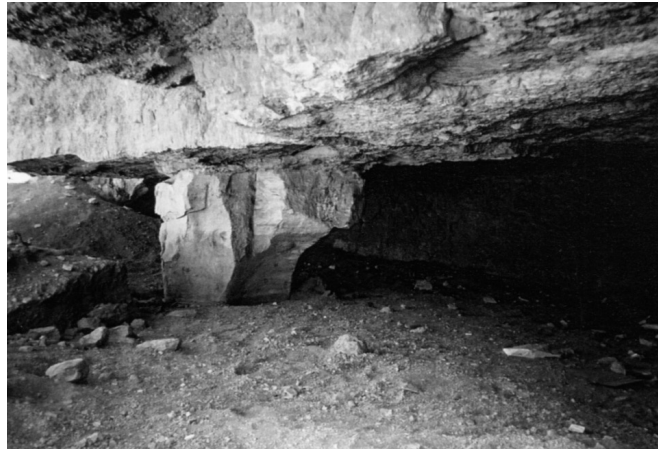


Abb. 4: Stehen gelassene Stützpfiler

Vor den Höhlen ist der Grundriss eines Hauses aus Nilschlammziegeln erkennbar: die „Baracke“ der Werksleitung? Glücklicherweise, wer hier nur Schreiarbeit zu verrichten hatte! Oder handelt es sich um die Reste eines römischen Wachturms, vielleicht gar der Hütte eines frühchristlichen Anachoreten der Thebais? Ich weiß es nicht. Meistens war in den Steinbrüchen auch eine Kultstelle vorhanden. Diese wird sich wohl kaum in einem Haus befinden haben, sondern irgendwo in einer Felsnische. Ich finde aber nichts Entsprechendes, dafür einige Graffiti der damaligen Arbeiter.

Die unterste Galerie – auch sie wird in bergmännischer Manier von im Fels stehen gelassenen Pfeilern gestützt – ist die größte von allen. Die Wölbung der Decke mag zur Statik der riesigen Halle beigetragen haben. An ihrem östlichen Ende fällt Licht ein. Ich arbeite mich hoch und erreiche durch einen niedrigen Durchschlupf den hellen Tag. Ich befinde mich am Ostende des Gebels, vor mir dehnt sich die Schuttbene bis zum modernen Weiler, in den die Leute von Scheich Abd el-Qurna verpflanzt werden sollen: eine öde, stereotype Siedlung, die an ein Legodörfchen erinnert – nur ohne dessen Farbigkeit.

Direkt vor mir aber liegt eine unappetitliche und offensichtlich illegale Mülldeponie, ein Friedhof weggeworfener Träume. Zwei hier arbeitende Männer, die mich verschwitzt und dreckigen Kerl, der plötzlich hinter ihnen vor dem finsternen Loch steht, wohl für ein Gespenst halten, erschrecken sichtlich. Sie fassen sich aber schnell, strecken die Hände aus und rufen: „Bakschisch! Bakschisch!“ Selbst jetzt, Anfang April, ist die Hitze an diesem Ort schier unerträglich. Zurückgekehrt in menschenfreundlichere Gefilde erhole ich mich, indem ich einen bescheidenen Beitrag zur Dezimierung der – ohnehin eher knappen – örtlichen Bierbestände leiste.

Rudolf Jaggi